

Luis Landero

*Der  
Gitarrist*

Roman

Aus dem Spanischen  
von Willi Zurbrüggen



BERLIN VERLAG

**1** Vor langer Zeit (als mir noch nicht einmal der Gedanke gekommen war, dass ich eines Tages Schriftsteller werden könnte) war ich Gitarrist, und noch davor arbeitete ich als Lehrling in einer Autowerkstatt. Zur Werkstatt stieg man eine spiralförmige Rampe hinunter, und als ich sie zum ersten Mal betrat, hatte ich das Gefühl, in der Falle eines Ameisenlöwen gelandet zu sein, einer dieser Larven, die wie Läuse oder Zecken aussehen und unter der Erde leben. An den Wegesrändern graben sie Trichter in den sandigen Boden, die so steil und rutschig sind, dass ihre Opfer, einmal hineingeraten, sich nie mehr befreien können. Je heftiger sie zu entkommen suchen, desto mehr gleiten sie ab, und je tiefer sie hinabgleiten, desto kopfloser versuchen sie zu entkommen. Der Ameisenlöwe sitzt derweil geduldig unter der Erdoberfläche und wartet ab, hat überhaupt keine Eile, lässt sich niemals auf dem Schauplatz des Geschehens blicken; er braucht bloß zu warten, bis seine Beute erschöpft aufgibt, um dann seine Saugzangen auszustrecken und sie in seine finstere Höhle hineinzuziehen. Und dort endet die Geschichte.

Dieser Gedanke kam mir, als ich zum ersten Mal die Werkstatt betrat und in ihr Inneres vordrang: in eine Falle geraten zu sein, der ich nie wieder entkommen konnte. Außerdem erinnere ich mich, dass ich damals immer sehr früh aufstand, immer schmutzige, vom Umgang mit Werkzeug und rostigen Gegenständen splittrige und abgebrochene Fingernägel hatte, deren schwarze Ränder in die Haut eingefressen waren, und dass meine Hände und Haare, so sehr ich sie auch wusch,

schrubbte und sogar parfümierte, unweigerlich nach Schmierfett, Putzlumpen, Altöl und vergammeltem Reifengummi rochen. Mit diesem Muff bewegte ich mich durch das damalige Madrid, stets in Eile, stets im Begriff, überallhin zu spät zu kommen.

Da ich keine Zeit hatte, mittags nach Hause zu gehen, gab mir meine Mutter das Essen in einem Henkelmann aus Aluminium mit, und mit dem Henkelmann, meinen Büchern und meinen Heften, alles fettverschmiert und nach Autowerkstatt riechend, hastete ich am späten Nachmittag los, um rechtzeitig zum Abendgymnasium zu kommen, das sich in einer Passage in der Nähe der Gran Vía im fünften Stock eines Gebäudes ohne Fahrstuhl befand, wo ein Haufen alberner Fächer fürs Abitur unterrichtet wurde, außerdem noch Schreibmaschine und Buchführung, so dass es schon sehr spät war, wenn ich endlich nach Hause kam. Ich hastete durch finstere, menschenleere Straßen und hörte manchmal das Echo meiner Schritte in großer Ferne, in einer unwirklichen Dimension, und immer schneller lief ich, als wäre die Nacht ein Abflussrohr, das mich mit den letzten Resten des Tages in sich hineinsaugte; und noch und nochmal schneller, denn ich musste Zeit gewinnen, um meine Notizen zu ordnen und ins Reine zu schreiben, Hausaufgaben zu machen und die Lektionen für den nächsten Tag zu lernen, zuerst in der Küche, während ich das lauwarne Essen hinunterschlang, das meine Mutter mir in den Backofen gestellt hatte, und später beim Licht der Nachttischlampe auf dem Bett liegend und gegen die Müdigkeit und den Schlaf ankämpfend.

Montags oder donnerstags hörte ich mir nach Mitternacht im Radio noch eine Sendung an, in der mit samtene Stimmen Gedichte rezitiert wurden. Es waren Stimmen, die aus dem Innern des Bewusstseins zu kommen schienen. Die die Silben so deutlich artikulierten, als wollten sie jedes Wort in seine Bestandteile zerlegen, und die noch über den Pausen schwebten, als wollten sie auch diesen einen tieferen Sinn verleihen.

Es waren traurige Gedichte mit einer ebenfalls traurigen Hintergrundmusik. Und je trauriger sie waren, desto besser gefielen sie mir und trösteten mich und erfüllten meine Seele mit Stolz, Dramatik und edler Gesinnung. In der Stille der Nacht klangen die im Dunkeln erlauschten Worte wie geläutert, schienen mich zu reinigen von der Niedertracht und der Erbärmlichkeit des Tages. Ab und zu las ich auch einen Roman, *So grün war mein Tal*, *Sinue der Ägypter*, *Der Graf von Monte Christo*, aber immer nur ein oder zwei Seiten, weil mir gleich die Augen zufielen. Und kaum war ich eingeschlafen, so meine Berechnungen, da hörte ich wie ein Donnerrollen das drängende Flüstern meiner Mutter: »Aufstehn, Emil! Beeil dich! Du kommst noch zu spät!«

So war mein Leben damals. Damit nicht genug, waren auch die Wochenenden mit Arbeitszeit durchsetzt. Ich musste zum Beispiel Besorgungen für meine Mutter machen. Meine Mutter war Näherin und arbeitete zu Hause. Sie besserte alle Arten von gebrauchter Kleidung aus, Jacken, Hosen, Pullover, Mäntel, Uniformen, Soutanen, Brautkleider und Kommuniionsanzüge, einmal sogar das Lichtgewand eines Toreros. Sie verlängerte, kürzte, wendete, änderte und machte alles wie neu. Aus einem Umhang machte sie vielleicht einen Rock und eine Bluse und behielt noch Stoff übrig, den sie mit anderen Resten kombinierte, um daraus einen Schal oder eine Weste zu schneiden. An Samstagen musste ich Kleidungsstücke abholen und abliefern, manchmal weit draußen in Vororten, oder in Großhandelsgeschäften Wolle, Stoffe, Knöpfe und Reißverschlüsse für sie kaufen. Sie benutzte mich auch als Schneiderpuppe, um Maße zu nehmen, und kleidete mich als Richter, Bräutigam, Priester oder Leutnant.

Oder ich half ihr, Garn aufzuwickeln. Darin waren wir ein gut aufeinander eingespieltes Paar. Ich hielt den Garnstrang mit ausgestreckten Armen an den Handgelenken und bewegte diese in dem Rhythmus, den meine Mutter mit dem Aufwickeln vorgab. »Schläfst du etwa ein?« – »Nein.« – »Woran denkst du?« –

»An nichts.« – »Das sagst du immer.« – »Es stimmt ja auch.« – »Nun, du solltest daran denken, weniger zu schlafen und mehr zu lernen.« – »Ich lerne, so viel ich kann.« – »Und an die Zukunft zu denken; du gehst durchs Leben, als gäbe es gar keine Zukunft. Schau dir nur mal die Ärmel von deinem Pullover an: sie sind schlabbrig und schmutzig, genau wie dein Hemdkragen. Du läufst herum wie ein Vagabund, Emil, so wird nie etwas aus dir.« Ich wiegte meine Arme im Rhythmus des Garns und nickte, vom Faden hypnotisiert, fast ein. »Hast du schon mal daran gedacht, was du werden willst, wenn du groß bist?« – »Was weiß ich, keine Ahnung.« – »Du weißt nie etwas. Du könntest Werkstattmeister werden. Das ist ein guter Beruf. Hörst du überhaupt zu? Oder bist du schon wieder eingeschlafen?« – »Nein.« – »Gütiger Gott, wovon bist du nur immerzu so müde?«

Danach verfiel sie in Schweigen. Ab und zu jedoch zuckte es unmerklich um ihre Lippen, weil sie an etwas dachte und der Gedanke bis zu ihrem Mund vordrang und schon zu Worten werden wollte. »Wenn du das Abitur hast, kannst du dich bei einer Bank oder bei einer Firma bewerben. Möchtest du nicht als feiner Herr durchs Leben gehen, wie Don Claudio, in Anzug und Krawatte arbeiten und immer saubere Hände haben, immer gut gekämmt sein? Bei deinem Aussehen würden die Mädchen dir nachlaufen. Hat man dir bei der Arbeit noch nie gesagt, dass du ein gut aussehender Junge bist?« Ihr Ton war jetzt lockend und ein wenig spöttisch. »Hat man dir das noch nie gesagt?« – »Nein.« – »Na, das kommt schon noch.« Ich traute mich nicht, ihr in die Augen zu sehen, und wenn sie mich anschaute, versteckte ich mich hinter dem Garn und senkte den Blick. Danach hob ich die Arme ein wenig und beobachtete sie durch die Wollfäden hindurch. Die Bewegungen ihrer Hände versetzten ihre Hüften in ein leichtes Schwingen.

Auf ihre Art war meine Mutter schön. Wenn sie schön sein wollte, oder wenn die Schönheit zu ihr kam, wie die Inspiration zu den Dichtern oder die Erscheinungen zu den Heiligen. Manchmal war sie in Gedanken versunken, dachte an wer weiß

was, und dann veränderte sich ihr ganzes Wesen und sie erstrahlte in einem Liebreiz, der im Moment vorher noch nicht da gewesen war. Wenn man sie in einem solchen Augenblick anschaute und sie aus ihren Gedanken riss, errötete sie wie ein junges Mädchen. Das alles war jedoch im Nu vorbei. Die gedankenverlorene Spannung löste sich sogleich auf, ihrem tiefsten Innern entrang sich ein ernüchternder Seufzer, und ehe man sich's versah, hatte sie ihre gewohnte Art und ihr alltägliches Aussehen wiedergewonnen.

»Warum sagst du nichts?« – »Was soll ich denn sagen?« – »Egal, wenn man nur was von dir hört.« Und wieder schwiegen wir uns an und starrten auf das Hin und Her des Fadens, der zuerst noch eilig von einer Seite zur anderen lief und gleich darauf im Knäuel verschwand, und dieses Bild erinnerte mich zugleich an mein gegenwärtiges Dasein. Morgen oder übermorgen wäre wieder Montag, ich müsste wieder bei Tagesanbruch aufstehen, zur Arbeit hetzen und danach ins Abendgymnasium, spätnachts dann nach Hause, um im Licht der Nachttischlampe meine Hausaufgaben zu machen, ohne auch nur einen Moment zur Ruhe gekommen zu sein, die Augen schließen und in den Schlaf sinken mit der drohenden Aussicht auf die drängende Stimme meiner Mutter: »Aufstehn, Emil! Beeil dich! Du kommst noch zu spät!«

So ging das Tag für Tag und von Monat zu Monat. Ich war immer todmüde, heimgesucht von einer schon chronischen und so krankhaften Müdigkeit, dass ich mich manchmal darin einsinken ließ und mich in sie einmummelte wie in einen wohligen Abgrund aus warmen Daunen oder frisch geschorener Wolle, in dem das oft feindselige Lärmen der Welt so sanft und friedlich klang wie das Gesumm von Bienen an einem Sommertag. Und ich weiß nicht, wie, aber über all die viel zu kurzen Nächte und das viel zu frühe Aufstehen und das unentwegte Gerenne tagsüber lernte ich irgendwann, überall und zu jeder Zeit halb zu schlafen und so gewissermaßen am Rande der Realität zu leben. Ich erlangte die Fähigkeit, ein Auge zu

schließen, oder es in der Haltung eines großen Denkers mit der Hand abzudecken, und mit diesem Auge und der dazugehörigen Hälfte meines Körpers zu schlafen, während das andere Auge und die andere Körperhälfte wach und wachsam blieben. Hin und wieder geschah es, dass ich nicht mehr genau wusste, ob ich die Dinge tatsächlich mit dem wachen Auge sah oder sie mit dem anderen träumte. Ebenso erging es mir mit dem Hören und dem Denken. Bei anderen Gelegenheiten hielt ich die Zigarette im Mundwinkel oder hielt sie in dieser Höhe in der Hand und versteckte mein schlafendes Auge hinter dem Rauch. Oder ich kniff es zusammen, wie beim Zielen, als könnte ich so besser erkennen und verstehen, was ich gerade sah oder hörte. Und stets bedeckte ich das linke Auge und wachte mit dem rechten. Ich weiß nicht, warum, aber so war es immer.

**2** »Aufstehn, Emil! Beeil dich! Du kommst noch zu spät!« Ich stand auf, zog mich tastend an, spritzte mir Wasser ins Gesicht, frühstückte, im Halbschlaf noch, stehend in der Küche, derweil meine Mutter mir Ratschläge für den Tag erteilte, dann nahm ich den Henkelmann, meine Bücher und Hefte, trat auf die Straße und machte mich auf den Weg zur Werkstatt. Im Winter war es noch dunkel und die Stadt nur ein fernes Brausen, bedrohlich wie ein anschwellender Fluss. Eine in der Ferne sich zusammenbrauende Katastrophe. Das Tuten der Müllwagen, finstere Unterführungen, Eisblumen an den Fenstern, durch Nebelfetzen treibende graue Gestalten; Straßenbahnen, die wie Geisterschiffe aus den Tiefen der Straßen auftauchten, Menschen im Halbschlaf; und Kälte, eine eisige Kälte, die in die Ohren biss, die Lungen gefrieren ließ und bis in die Knochen drang. Ich trug damals eine Pelzjacke, die mir viel zu groß war, meine Mutter hatte sie gebraucht gekauft, wie sie sagte, obwohl ich genau wusste, dass sie einem Mann gehört hatte, der

gestorben war und dessen Formen, Gewohnheiten und sogar der eine oder andere Charakterzug noch immer in der Pelzjacke steckten, so dass ich das Gefühl hatte, der Geist des Toten begleite mich überallhin. Da befand ich mich nun also mit meinem Geist auf dem Weg zur Autowerkstatt.

Die Werkstatt lag nicht nah bei unserer Wohnung und auch nicht weit entfernt, und das war schon das erste unlösbare Problem des Tages. Für Bus oder U-Bahn lag sie zu nah und zu ungünstig, und zu Fuß war es wirklich weit. Ich ging trotzdem zu Fuß, kürzte den Weg aber über Ödflächen ab, zu denen man über Böschungen gelangte, die ich mit Anlauf nahm und springend und bremsend und meine Sachen an die Brust pressend wieder hinunterlief. Von oben sah man die diesigen Lichter der Autoscheinwerfer sich nähern und im morgendlichen Dunst wieder verschwinden. Alles Übrige war harte, schroffe, von Regenrillen durchbrochene Erde mit nichts als ein paar stacheligen Stängeln, auf denen der Nebel zu Raureif gefroren war. Vielleicht einmal eine Ziege, die an Papieren knabberte oder an taubedeckten Glasscherben leckte.

Ein Stückchen weiter traten ein paar Bäume aus dem Nebel, kamen mir entgegen und bildeten ein Wäldchen, das mich einlud, es zu durchqueren. Ich wich jedoch im letzten Moment aus, überquerte eine Asphaltstraße und gelangte auf eine große freie Fläche mit einem Fußballplatz samt Toren und Netzen und sogar gekalkten Markierungen auf dem Gras. Und dort waren, trotz der frühen Stunde und der Kälte, immer Leute, die Fußball spielten. Und auch Zuschauer, die hinter der Absperrung zusammengedrängt das Spiel verfolgten und mit so lauten Rufen anfeuerten oder niedermachten, dass man es schon von weitem hören konnte. Bei dichtem Nebel, an dunklen, diesigen Tagen, wenn die Sonne nicht durch die Wolken drang, konnte man das Spiel nicht als Ganzes überschauen, sondern sah immer nur vereinzelte, meist nichtssagende Spielzüge. Manchmal war sogar nur ein kleiner Teil des Fußballfeldes zu sehen, auf dem der Ball bloß hin und wieder erschien,



so dass man sich allein an Rufen und Bemerkungen orientieren konnte, um dem Spielverlauf zu folgen. Den Leuten schien das jedoch egal zu sein. Ich hatte sie anfangs für Arbeiter und Angestellte gehalten, die in Firmen der Umgegend beschäftigt waren und sich ein frühmorgendliches Freundschaftsspiel gönnten. Einige Spieler waren schon älter, jenseits der dreißig und auch der vierzig. Sogar ein altes Männchen spielte mit, das manchmal zu Sprints ansetzte, die es nie ausführte, oder sich freizulaufen vorgab, unter großen Gesten Enttäuschung bekundete, häufig ausspuckte, die Positionen der anderen korrigierte und auf seine Weise unermüdlich war. Ich blieb jedes Mal ein Weilchen stehen und schaute dem Spiel eine Zigarettenlänge lang zu. »Ist das hier ein Freizeitkicken?«, fragte ich einmal. »Mensch, das ist die erste Mannschaft des Kleinunternehmerverbands gegen die Supermarktauswahl!«, antwortete man mir im empörten Ton des doch wohl Offensichtlichen.

Hinter der Brache begannen wieder die Straßen, und obwohl weiterhin alles grau in grau war, schien hier und da ab und zu ein wenig Farbe auf. Ein Blumentopf, eine Bluse auf der Wäscheleine, ein Grundstück hinter einem Zaun, durch dessen Ritzen man eine herbstliche Oase erkannte. So kamen diese winterlichen Morgenstunden zustande, mit zwei oder drei Farbklecksen vor einem summenden Hintergrund von Nebel.

Etwas weiter musste ich einen ungeschützten Platz überqueren. Zwei Polizisten, in ihre Uniformen und Pelzjacken gemummelt wie zwei überwinternde Bären, beobachteten das Unternehmen. Am Rande des Platzes stand eine Kirche. Ich lief mit geschlossenen Augen daran vorbei und murmelte im Vorübergehen ein Gebet; aber ich zügelte doch meinen Schritt, ruderte etwas weniger mit den Armen und nahm eine demütige Haltung ein. Die wachsamen Augen der Polizisten, die eisige Luft um meinen Kopf und die Beschwörungsformel meines Stoßgebets ließen mich einen Moment lang in der diesigen Morgenluft schweben. Zu jener Zeit glaubte ich schon nicht mehr an Gott. Ich hatte aber an ihn geglaubt, sehr sogar, ich

war des Öfteren von dem rauschhaften Schwindel erfasst worden, den der Glaube an große Dinge hervorruft. Augenblicke der Hingabe an ein unendliches Sehnen, das sich jeden Moment zu erfüllen schien; doch eines Tages erwachte ich ohne Glauben, einfach so, als wäre Gott nur ein Traum gewesen. Ohne Gewissensbisse, ohne Schmerz, ohne Wehmut. Dennoch sprach ich im Vorbeigehen ein Stoßgebet: Herr, stehe mir im Leben bei, beschütze mich und alles, was ich tue, erlöse mich von meinen Feinden, gib mir Gesundheit und Kraft und lass ein Wunder oder irgendwas geschehen, damit ich nicht immer so früh aufstehen und so weite Wege gehen, solche Kälte und diese ungeheure Müdigkeit ertragen muss. Vollbringe das Wunder, zeige mir deine Macht, dann will ich wieder an Dich glauben für alle Zeit.

So lautete mein Stoßgebet. Und eines Tages wurde es erhört, denn als ich zur Werkstatt kam, blieb ich wie angewurzelt stehen und stellte voller Verblüffung fest, dass sie verschwunden war und sich an ihrer Stelle eine Molkerei befand. Durch ein Fenster sah man weiter hinten den Stall mit einer Reihe von Kühen und vorne die Marmortheke mit den Milchkannen und den Messbechern aus Blech, in denen die Milch ausgeschenkt wurde. Eine lächelnde Frau mit weißer Schürze stand hinter der Theke. Die Schürze hatte einen Spitzenbesatz aus Tüll, das Lächeln beschwor ein himmlisches Idyll, und auch das Geräusch der in die Kannen plätschernden Milch war überirdisch. Alles schien aus reiner Glückseligkeit gemacht, und ich wollte vor Freude schier platzen und nach Hause laufen und meiner Mutter berichten, dass die Autowerkstatt über Nacht verschwunden war und es nie mehr eine Werkstatt für mich geben werde, kein frühes Aufstehen mehr und keinen Schmierölgeruch, als mein linkes Auge plötzlich zu blinzeln begann und ich begriff, dass ich mich in der Straße geirrt hatte und alles nur die Frucht einer Täuschung gewesen war. Einen Moment lang aber hatte ich mich schwerelos und frei gefühlt in einer unwiderruflich absurden Welt, in der niemand mehr

Rechenschaft von mir fordern würde und in der ich mich ohne Müdigkeit und Schuldgefühl ausschließlich meinem Glück zuwenden konnte.

Seit diesem Tag habe ich nicht mehr gebetet. Ich ging wie ein enttäuschter Liebhaber an der Kirche vorbei, ohne sie eines Blickes zu würdigen, und kurz darauf erreichte ich meinen Bestimmungsort. Und in der Tat, ein Blick genügte, um zu sehen, dass die Autowerkstatt sich an ihrem angestammten Platz befand. Ich ging die Rampe hinunter, und dort unten endete das Versprechen des Tages, bevor er noch richtig begonnen hatte. Die Sonne sah ich nur, wenn wir zum Essen vor die Tür gingen oder zwischen zwei Besorgungen am Wochenende, und ich litt unter einem großen Verlangen nach Licht, freier Zeit, reiner Luft, weiten Räumen und endlosen Horizonten. Manchmal dachte ich auf dem Weg nach unten an alles, was fröhlich und ungebunden über die große weite Welt dahinzieht, das Wasser der Flüsse, all die Wege, die sich durch die Felder schlängeln und die Entfernungen auflösen, an Wolken, Vagabunden, Insekten, den Wind.

In der Werkstatt dagegen war alles unsauber und bedrückend, die Lichter immer fleckig, die Schatten schmierig, die Gerüche, die Gruben, der Abort, das Büro von Don Osorio, dem Chef, die feindselige Atmosphäre im Umkleideraum kurz vor acht Uhr morgens. Dort war die Stille so dicht, als läge eine Warnung in der Luft. Geballte angeberische Männlichkeit in dem gewollten Desinteresse, das man an der eigenen und der fremden Nacktheit zur Schau stellte. Eine unausgesprochene Besorgnis vielleicht, in dieses maskuline Territorium könnten weniger eindeutige, vielleicht sogar zweideutige Elemente Eingang finden. Das von den weiß gekachelten Wänden und dem Metall der Spinde reflektierte Licht war streng, und streng war auch der Geruch von bei Tagesanbruch hastig gesäubelter Haut, auf der Spuren von Schmutz mit schlecht abgewaschenen Resten von Seifenschaum eine höchst fragwürdige Gemeinschaft bildeten. Ich schämte mich meiner Nacktheit und